ARGUMENTUM
E-COURSE OF ARGUMENTATION THEORY FOR HUMAN AND SOCIAL SCIENCES

Franz Schultheis

Argumentation im gesellschaftlichen Raum: Akteure, Kompetenzen, Kodes und Institutionen.

Argumentation in soziologischer Perspektive: einige theoretische Vorüberlegungen

Geht man von einer gängigen Definition von „Argumentation“ aus und versteht hierunter eine Strategie, Mitmenschen von der Richtigkeit einer Behauptung bzw. Legitimität einer eingenommenen Position zu überzeugen, so gilt es aus der Sicht der Soziologie auf diesen Sachverhalt zunächst, diese sehr offene Definition aus ihrer abstrakten Höhe und Allgemeinheit auf den Boden gesellschaftlicher Tatsachen herunter zu holen, sie als konkrete Praxis zu fassen und eine Reihe an Fragen auf bzw. an sie zu richten.[1] Hierzu zählen z.B.:

[1] Jeder Versuch einer Klärung der "erkenntnistheoretischen" Voraussetzungen in den modernen Humanwissenschaften steht vor unübersehbaren Problemen. Auf der einen Seite ist da die neuere Geschichte der Maßstäbe von "Wissenschaftlichkeit", durch die ihre Geltungsansprüche in Frage gestellt werden: bis noch vor eineinhalb Jahrhunderten galt das "klassisch" geprägte Bild einer Vernunft, die den "gesunden Menschenverstand" auf ihrer Seite hatte, dann setzt die naturwissenschaftliche Revolution, ein und die Selbstbesinnung der dem alten Erbe entwachsenden Humanwissenschaften schwankt dabei zwischen euphorischer Nachahmung und skeptischer Abgrenzung – man kann die ungeheure Subtilität des philosophischen Diskurses der Moderne nicht verstehen ohne diese Konstellation, in der sich die Philosophie als "Erkenntnistheorie" neu erfindet und dann die "Kulturwissenschaften" aufzutreten beginnen, um schließlich, durch das empiristische Paradigma tief gespalten, aus diesen Kämpfen hervorzugehen.

Die Soziologie zeigt in dieser Hinsicht ein geradezu "klinisches" Bild. Nirgendwo sonst in diesen "Wissenschaften vom Menschen" ist der praktische Antagonismus von "Theorie" und "Methode" derart standfest wie dort, wo sich die Geschichte der Auseinandersetzungen über ihre rationalen Grundlagen so exemplarisch bündelt (vgl. Bourdieu et al. 1972). Bei genauerem Hinsehen allerdings erweist sich diese Geschichte als eine Aneinanderreihung von Missverständnissen. Das beginnt schon mit dem seit jeher geschönten Leitbild der Naturwissenschaften: selbst wenn man die historische Tatsache ausblendet, dass ihr gesamtes mathematisches Instrumentarium samt seiner logischen Voraussetzungen das Ergebnis einer jahrtausendelangen Entwicklung sind, die erst an der Wende zum letzten Jahrhundert wesentliche Klärungen erbringt, ist doch der mühevolle Weg unübersehbar, den die exakten Wissenschaften vom naiven Realismus der neuzeitlichen Experiments bis zur Quantenphysik oder Molekularbiologie nehmen mussten (vgl. Koyré 1966, Canguilhem 1970). Wissenschaftliche Verfahren entstehen danach als Antworten auf Fragen, deren möglich gewordenes *a priori* erst der berichtigte Irrtum zu erkennen gibt (vgl. Bachelard 1940).

Im Hinblick auf das Verhältnis von Theorie und Praxis der Forschung lässt sich also kein systematisch begründbarer Unterschied zu den Naturwissenschaften erkennen. Und auch die in den Humanwissenschaften gerne gepflegte Vorstellung, ein realer Unterschied des "Gegenstandes" liege den wissenschaftlichen Fakultäten zugrunde, ist und bleibt eine Illusion: tatsächlich sind es, wie schon Max Weber unmissverständlich klar gemacht hat, nicht die "sachlichen" Zusammenhänge der "Dinge", sondern die "gedanklichen" Zusammenhänge der "Probleme", die den Arbeitsgebieten der Wissenschaften ihre jeweils spezifische Rationalität

- Welches konkrete, d.h. gesellschaftlich positionierte EGO versucht welches ALTER EGO (mit welchen sozialen Charakteristika (Status) ausgestattet?) von der Richtigkeit (s)einer These zu überzeugen? Handelt es sich um eine Interaktion zwischen Mutter und Tochter, Anwalt und Richter, Arzt und Patient, Lehrer und Schüler, Wissenschaftler und Alltagsmensch, Journalist und Leser, Priester und Kirchgänger, Politiker und Wähler etc. Hierbei ist anzunehmen, dass Argumentieren niemals in neutralen, luftleeren Räumen, sondern immer in gesellschaftlichen Relationen zwischen sozial positionierten, kategorisierten und mit spezifischen Rollen und Legitimitäten ausgestatteten Individuen stattfindet[2]. Individuen unterscheiden sich hinsichtlich des symbolischen Kapitals, mit

---

verleihen – eine vorgängige Einteilung der Wissenschaftsgebiete nach "Gegenständen" verfällt dem Trugschluss, das "Reale" entberge sich der Wissenschaft nach einer gleichwie empiristischen oder hermeneutischen Logik, die am Ende doch eher an das Erforschen einer russischen Matroschka erinnert.

Auf der anderen Seite ist leicht zu sehen, dass sich dieses Eingeständnis der historischen Relativität von "Erkenntnis" zu einer wissenschaftstheoretischen Frage ersten Ranges auswachsen kann. Denn sobald man hier eine Logik der Wissenschaften als "praktische" Logik auftreten lässt, sieht sich unsere Rationalität zur Hinterfragung ihrer selbst gezwungen. Seit sich Philosophie und Erkenntniskritik in einer Weise angenähert haben, die nicht nur mit dem *linguistic turn* die Problematik schon der sprachlichen Unhintergehbarkeit unseres Wissens hervorgehoben (vgl. Stegmüller 1987), sondern auch in der "Epistemologie" eine neue Möglichkeit der Betrachtung geistiger Tatsachen gefunden hat (Bachelard 1970), stellt sich die Frage der Vermitteltheit auch des wissenschaftlichen Denkens neu: als Struktur seiner "Bilder" und Struktur ihrer Zurücksetzung, die dem Konventionalismus, der Vertrautheit der Erfahrung, ihrer Einbettung in Alltagssprache und Alltagsbegriffe, wissenschaftliche Tatsachen erst entwinden muss. Wenn es, nach einem Wort Gaston Bachelards, nie eine ursprüngliche Wahrheit geben kann, sondern nur ursprüngliche Irrtümer, das Denken nicht vom Realen ausgeht, sondern sich zu ihm hinbewegt, dann ist es allein der "angewandte Rationalismus" (vgl. Bachelard 1949) mit seiner ständigen wechselseitigen Kritik von Erfahrung und Vernunft, in dem die praktische Logik der Wissenschaften greifbar wird.

[2] Aber letztlich geht es der Soziologie nicht um das Desinteresse des theoretischen Blicks für die soziohistorischen Entstehungsbedingungen einer "Sprachgemeinschaft" und ihrer idealisierten "Sprache", sondern um die Tatsache des "Sprechens" selbst: was von der Antike bis zur Scholastik noch mehr oder weniger unreflektiert als "ethische" Dimension der Rhetorik mitschwingt, wird in der klassischen Linguistik nun ausgeblendet – die konkrete, praktische Situation des sprachlichen Austauschs. In der "klassischen" Sprachwissenschaft wird zwar der unübersehbaren Tatsache Rechnung, dass die ideale Sprache auch gesprochen wird, der ideale Sprecher auch spricht (Chomsky 1965). Doch bei aller nur annehmbaren Offenheit der "Grammatik" für diese Tatsache bleibt hier der entscheidende Sachverhalt unberührt: dass es nicht eigentlich die "Sprache" ist, die etwas beweist, die begründet und überzeugt, sondern ihren Sinn erst im Zusammenhang einer praktischen Sprechsituation entfaltet, durch die sich, und weit über das Gesagte hinaus, sämtliche Dimensionen sozialer Bestimmungsmöglichkeiten des Sprechens ziehen (vgl. Bourdieu 2001). Seine "Angemessenheit", die praktische Kompetenz, unter ganz bestimmten Umständen das "Richtige" zu sagen, die Fähigkeit, dem Gesagten Gehör, Glauben und Gehorsam zu verschaffen, ist der nicht Sprache "immanent", vielmehr ein Phänomen sozialen Erkennens und Anerkennens.

Und auch wenn hier eine Philosophie der *ordinary language*, die sich stärker der "Sprachpragmatik" zuwendet, auf jene "performativen" Äußerungen hingewiesen hat, die nicht im engen Sinne wahr oder falsch, sondern "geglückt" oder "nicht geglückt" sind, in diesem

dem sie in Relation zu ihrer gesellschaftlichen Position ausgestattet sind. Dieses ordnet ihnen einen gesellschaftlichen anerkannten „Wert“ zu, und dieser wiederum gibt dem was sie sagen und wie sie es sagen eine mehr oder minder große Legitimität. Man könnte auch hier von unterschiedlicher „Kreditwürdigkeit“ eines Sprechers bzw. Argumentierenden reden, der also eine der eigentlichen Kommunikation vorausgehende bzw. sie vorweg nehmende Überzeugungskraft mitbringt. Dies trifft umso mehr zu, wenn Individuen mit institutionalisierten Komplementärrollen auf verschiedenen gesellschaftlichen „Bühnen“ aufeinander treffen. Der Angestellte kann zwar mit seinem Chef auch noch so gewitzt argumentieren, dieser kann, wann immer er will, die Argumentationskette mit einem Satz wie „Genug geschwätzt! An die Arbeit!“, oder: „Wir zahlen Sie nicht um große Reden zu schwingen...!“, abschneiden. Solche Stellungnahmen unterwerfen sich nicht einer Logik des „besseren“, sondern fordern die des „stärkeren“ Arguments ein.

Argumentative Kompetenz

Ebenso muss davon ausgegangen werden, dass Individuen in unterschiedlichem Masse mit kulturellem Kapital, inkorporiert oder diplomiert, ausgestattet sind und dieses ihnen auch ein je spezifisches Argumentationskapital (*Savoirs* und *Savoirs-faire* in Sachen verbaler Durchsetzungsfähigkeit) mit gibt. Auch sind Individuen durch ihre Sozialisation in einem je spezifischen familialen Milieu mit je besonderen Kommunikationsstilen (verbale und non- verbale Praktiken, Techniken und Strategien) vertraut, die sich im Sozialisationsprozess sukzessive zu festen Gewohnheiten „einfleischen“, vertraut sind und sich spontan zur Geltung bringen, ohne bewusst, systematisch und reflexiv zum Einsatz gebracht werden zu müssen. Man erwirbt also nach und nach einen Stil des Kommunizierens im Allgemeinen und des Argumentierens im besonderen, der sukzessive zu einem kommunikativen Habitus gerinnt und sich mit großer Selbstverständlichkeit in unseren Arten und Weisen des Gebrauchs von Argumenten zur Geltung bringt. Man könnte hier auch von einem Argumentationsstil sprechen, welcher einen bestimmten Raum des Möglichen eröffnet, also spezifische Weisen des Sprechens nahe legt und andere mehr oder weniger ausschließt bzw. unwahrscheinlich macht. Je nach sprachlichem Habitus gehen Individuen unterschiedlich gewappnet in die Arena des Debattierens, diese Unterschiedlichkeit ist aber mehr als eine rein individuelle Angelegenheit, der Argumentationsstil nicht schlicht ein „persönlicher“ Stil. Vielmehr wird dieser durch die je konkrete Zugehörigkeit zu spezifischen gesellschaftlichen Kategorien wie Klasse, Geschlecht, ethnischen Gruppen etc. strukturiert bzw. geprägt

Zusammenhang dann von "Konventionen" die Rede ist (vgl. Austin 1962, Searle 1969), in die solche Sprechakte gekleidet sind, wird damit das eigentliche Problem wiederum übersehen: dass es nicht die Sprache selbst ist, die dem Gesagten seine Autorität verleiht. Und dies gilt ähnlich für die "Geltungsansprüche" von "Gründen", die ihre immanente Kraft in einer "idealen Sprechsituation" entfalten, bei der die Macht der "Konventionen" als zurückgesetzt gedacht wird – die fiktive Ausklammerung der sozialen Bedingungen des Sprachgebrauchs in einer solchen Theorie des "kommunikativen Handelns" (Habermas 1981) zeigt, dass auch dort keine nur annähernde Vorstellung von der totalen sozialen Plastizität der Diskurse besteht.

bzw. variieren die Zugangschancen zu der als legitim erachteten Form des Argumentierens mit solchen sozialen Gruppenzugehörigkeiten.

Gesellschaftliche Rollen und Bühnen
Hier kommt dann noch hinzu, dass diese gruppenspezifischen Stile des Argumentierens mit den von je konkreten gesellschaftlich institutionalisierten und regulierten Kommunikationsgattungen (Gerichtsverfahren, Redaktionssitzung, Hearing, akademische Prüfung, Stammtisch-Gespräch, Fernsehdiskussion, Schlichtungsgespräch, Therapiesitzung, Parlamentsdebatte, etc.) eine mehr oder minder große Nähe oder Entfernung aufweisen und den mit ihnen ausgestatteten Akteur in einer solchen Situation mit selbstverständlicher Leichtigkeit und Vertrautheit, oder im Gegenteil mit dem verunsichernden Gefühl der Fremdheit diese Situation durchstehen lassen.
- Wo wird argumentiert? Argumentiert Herr K. in seiner Rolle als Deutschlehrer rund um Fragen des korrekten Sprechens mit seinen Schülern, als Familienvater zuhause mit Frau und Kindern, als Stammtischmitglied beim Jassen in der Beiz, bei einer Bürgerversammlung oder mit einem Grenzbeamten bei der Einreise in ein fremdes Land? Je nachdem wird Herr K., ob bewusst oder unbewusst, einen anderen Kommunikationsstil mit je unterschiedlichen Spielregeln und je andere Strategien der Behauptung und Verteidigung seiner Position an den Tag legen.
-Wie tut er dies? Apodiktisch im Tonfall der Überzeugung, zögernd und tastend, von Oben herab oder um Zustimmung flehend, in Form von schulmeisterlichen Kaskaden logischer Deduktionen oder schrittweise empathischer Annäherungen an eine konsensfähige Sicht etc.?
Argumente haben ihre ihnen angemessenen Orte und Zeiten, können wohl platziert oder deplatziert erscheinen, von der richtigen Person zu richtigen Zeit im richtigen Ton kommend, oder aber total „daneben“ wirken. Sie sind immer gesellschaftlich eingebettet (*embedded)* und ziehen aus ihren Rahmenbedingungen einen guten Teil ihrer Wirkung. Anders gesagt: nicht das ganze Argument steckt im Argument, sondern es wirkt schon allein durch die Orte (Privatsphäre, Gericht, Schule, Psychiatrie etc.), die Akteure und ihre Rollen (Professor, Therapeut, Seelsorger etc.) und gesellschaftlich organisierte und institutionalisierte Gattungen des Argumentierens (Verhör, Beichte, Prüfung, Anhörung, Wahlrede, politische Debatte etc.). So legen unterschiedliche Akteursgruppen (Professionen etc.) Sprachstile an den Tag, die in ihrem je angestammten institutionellen Zusammenhang angemessen, woanders aber wie eine *déformation professionnelle* erscheinen können, man denke etwa an die Beweisführungen des Juristen, die Sophistereien des Philosophen, die Seelenschau des Psychologen, das Ordnungsdenken des Polizisten, die Belehrungsbeflissenheit des Pädagogen, das rationale Kalkül des Ökonomen oder die kritische Objektivierung der Rahmenbedingungen durch den Soziologen etc.

Texte und Kontexte: die gesellschaftlichen Rahmen der Argumentation

Wenn Menschen kommunizieren, sei es mit Blicken, Gesten oder Worten, so handelt es sich immer und grundlegend um gesellschaftliches Handeln *sui generis*. Dieses kommunikative Handeln geschieht immer in konkreten Zusammenhängen bzw. Kontexten, daheim oder auf der Strasse, in der Schule oder beim Arzt in der Praxis, beim Einkaufen oder Aushandeln von Geschäftsverträgen und diese Kontexte prägen direkt die je spezifischen Formen des Austauschs, die sich je nach Zusammenhang formell oder informell, ritualisiert oder improvisiert, intim oder öffentlich ausnehmen.

Nun zeichnet sich das moderne Individuum dadurch aus, dass es in einer komplexen gesellschaftlichen Welt mit einer großen Zahl an relativ autonomen Universen bzw. Feldern lebt und verkehrt und die hier geltenden und oft sehr unterschiedlichen Regeln der Kommunikation beherrschen muss. En passant sei daran erinnert, dass Klassiker der Soziologie wie Georg Simmel im Umstand, dass das moderne Individuum im Schnittpunkt unterschiedlichster gesellschaftlicher Kreise steht und eine beachtliche Handlungskompetenz bei der Bewältigung stets wachsender gesellschaftlicher Komplexität erwerben und zeigen muss, die Grundlage des Individualisierungsprozesses selbst sehen.

Wir alle sind Bewohner unterschiedlichster Lebenswelt. Anstatt sich Gesellschaft als Monolith, gängigerweise in Gestalt einer Pyramide, vorzustellen, empfiehlt es sich eher, sich der Calderschen Mobile zur Visualisierung einer solchen gesellschaftlichen Komplexität mit einem Nebeneinander unterschiedlichster, relativ autonomer, Felder, vorzustellen. Dutzende von bunten Elementen hängen an unterschiedlichen Trägern, die selbst wieder an größeren Streben befestigt sind und schließlich in einem Stamm münden, welcher an der Decke befestigt ist. Kommt ein Windstoss, so bewegt sich das gesamte Gebilde, dies jedoch in unberechenbarer Art, denn jeder Ast und an ihm hängend jedes einzelne Element dreht und wendet sich auf eigene Weise, was ja im Übrigen einem Mobile seinen Reiz gibt.

Als Metapher für das Gesellschaftliche verwendet lädt uns dieses Bild dazu ein, das für unseren virtuellen Campus gewählte Paradigma der Stadt in der Sicht der Soziologie weiter zu denken und aus zu buchstabieren.

Die Pluralität gesellschaftlicher Arenen

Schule, Gericht, Unternehmen, Parlament, Krankenhaus etc. repräsentieren jeweils relativ autonome gesellschaftliche Teil-Universen die man mit Hilfe der Spiel-Metapher treffend thematisieren und analysieren kann. In jeder dieser partikularen Lebenswelten herrschen spezifische Spielregeln, d.h. man verhält sich typischer- und erwartbarer Weise gegenüber dem Arzt im Krankenhaus anders als in einer Geschäftsbesprechung im Büro, auf dem Sportplatz oder bei einem Gerichtsverfahren. Jedes dieser gesellschaftlichen Felder kennt darüber hinaus einen bestimmten Typus von Akteur, ausgestattet mit spezifischen Kompetenzen und für das Funktionieren des Spiels nötigen Grundeinstellungen: er muss die jeweiligen Spielregeln kennen und beherrschen, motiviert sein sich auf das jeweilige Spiel einzulassen bzw. an „Sinn“ des jeweiligen Spiels glauben, um überhaupt mit zu spielen, und das jeweilige Spiel muss ihm

sozusagen „in Fleisch und Blut“ übergehen bzw. eingefleischt sein, so dass er es ganz „natürlich“ zu spielen imstande ist. Wenn wir erfahrungsgemäß davon ausgehen können, dass in all diesen Feldern rege kommuniziert und dabei u.a. auch argumentiert wird, so muss angesichts unserer These eines komplexen Nebeneinanders unterschiedlichster und je relativ autonomer gesellschaftlicher Felder davon ausgegangen werden, dass wir hier auch mit unterschiedlichsten gesellschaftlichen Sprachspielen und Regeln kommunikativen Handelns konfrontiert sind und dass das, was „Argumentieren“ heißt, zwar als eigene kommunikative Gattung einen gewissen Grad an Kohärenz und gegenüber anderen Gattungen auch Wiedererkennbarkeit aufweist, zugleich aber auch immer als ein kontextabhängiges, je spezifisches „Sprachspiel“ mit je eigenen institutionalisierten gesellschaftlichen Regeln daher kommt.
Die Eigenart soziologischen Argumentierens, man könnte auch von der *déformation professionnelle* des Soziologen reden, liegt nun aber gerade darin, dass er sich ganz besonders für die „Differenz“ (so Lévi-Strauss’ treffende Charakterisierung), die Vielfalt konkreter gesellschaftlicher Kontexte und Praktiken interessiert und das Universelle, sei es in Gestalt anthropologischer Konstanten, logischer Prämissen oder linguistischer Modelle den Vertretern seiner Nachbardisziplinen überlässt.
Konkretisieren und illustrieren wir nun diese theoretische Perspektive, wie bei unserem virtuellen Campus üblich, am Paradigma der Stadt und lassen wir einen konkreten Bewohner, nennen wir ihn einfach Fritz Dekett, von einem Vertreter unserer Zunft, nennen wir ihn Homo Sociologicus, durch einen Tag voller Argumente begleiten, bevor wir dann ein Dutzend jüngerer ForscherInnen die in ihren jeweiligen Forschungsarbeiten, zumeist Dissertationen, anvisierten gesellschaftlichen Argumentationszusammenhänge, darstellen, zu Wort kommen lassen. Sie bieten ein Kaleidoskop an je exemplarischen empirischen Konkretisierungen eines soziologischen Blicks auf Argumentation.

Argumentation in der Gesellschaft – Gesellschaft in der Argumentation: ein Kaleidoskop.
Stellen wir uns vor: Kollege Homo Sociologicus hat zwecks Erforschung alltäglicher Kommunikation mit einem alten Bekannten, Fritz Dekett, verabredet, einen ganzen Tag zusammen zu verbringen. Fritz D. verstand zwar nicht ganz, was sein alter Freund damit beabsichtigte, ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten und alle noch so banalen Begegnungen und Gespräche zu protokollieren, aber er ließ sich dennoch überreden.

Familienangelegenheiten
Das kleine Feldexperiment beginnt an einem Montagmorgen um 7 Uhr. Fritz D. kommt zum Frühstückstisch, wo ihn schon seine Frau Lisa und Tochter Klara erwarten, Homo Sociologicus hält sich wie verabredet diskret im Hintergrund). Fritz grüsst, schenkt sich Kaffee ein und entfaltet die Tageszeitung- alles wie gewohnt, wie er später sagen wird. Vertieft in die Lektüre hört er plötzlich seine Frau sagen: „Da kann man ja gleich alleine frühstücken!“ Die Tochter stimmt dem zu und legt noch drauf: „Da will man mir immer gutes Benehmen beibringen und hat selber keine Ahnung davon!“ Es entspannt sich eine zum Teil hitzige Diskussion, bei der Fritz D. mehrfach beteuert, dies sei die einzige

ruhige Minute vor dem Sturm, der ihn im Büro erwarten wird und es sei ihm sehr wichtig, die Tagespolitik mit auf den Weg zu nehmen um auf dem Laufenden zu sein, seine Frau ihm erwidert, dass er auch einmal an die Familie denken müsse und man sich ja den ganzen Tag lang nicht mehr zu Gesicht bekäme. Die Tochter bemerkt, dass man sich ja anscheinend überhaupt nicht um ihre Schulprobleme sorge und sie ja doch genauso gut eine halbe Stunde länger im Bett hätte bleiben können. Das Wortgefecht nimmt die wohl familienüblichen Formen an wechselseitigen Vorwürfen und Selbstrechtfertigungen an. Jedes Argument wird gezielt wie ein Pfeil in die Schmerzzone des Anvisierten geschleudert, von diesem pariert und erwidert, neu aufgegriffen, verstärkt, dann vom Kontrahenten bzw. „Mitspieler" aufgegriffen, ironisch unterlaufen, polemisch karikiert etc.
In die Ecke gedrängt und verzweifelt nach stichhaltigeren Argumenten suchend, greift Herr D. zur bewährten Strategie der Ablenkung bzw. des Angriffs als der besten Verteidigung. Er stellt der Tochter die Gretchenfrage, wann sie denn eigentlich am gestrigen Abend nach Hause gekommen sei. Sie gibt nach einigem hin und her zu, dass es später als 23 Uhr war und ihr Vater erinnert sie genüsslich daran, man habe doch abgemacht, dass sie um 22 Uhr zuhause sein müsse. Es entspannt sich eine neue, zum Teil noch hitzigere und emotional geladene Debatte rund um Fragen persönlicher Freiheit, den Unterschied zwischen liberalen und autoritären Vätern, die Verantwortung der Eltern und das Einhalten von Abmachungen etc. und diese Debatte füllt die zweite Viertelstunde des gemeinsamen Frühstücks voll aus und endet mit einem Patt. Fritz D. versuchte zwar, den ihm oft vorgeworfenen lehrerhaften Ton geflissentlich zu vermeiden, doch er rutscht doch immer wieder in die eingefleischte Dozentenrolle. Die Tochter reagiert auf diese Allüren aus Lehrbuchweisheiten und wohlmeinenden Belehrungen mit verbalen Revolten gegen die „verstaubten Erziehungsmodelle" des Vaters, der immer noch nicht gemerkt habe, dass man im Jahre 2006 angekommen sei und alle ihre Kolleginnen schon über ihn lachten etc. Sie argumentiert unter Verweis auf die liberalere Praxis „anderen" Väter, durchschnittliche Ausgangszeiten, der Vater betont, was die anderen Familien zu tun pflegten sei deren Sache und für ihn „kein Argument", die Mutter tritt verteidigend vor die Tochter und wirft ihm vor, mit ihm lasse sich schlicht nicht „reden" bzw. „argumentieren" und er bricht schließlich die Debatte mit dem Hinweis ab, er habe jetzt Wichtigeres zu tun und müsse nun einmal das Brot für eine Familie verdienen, bei der er selbst wohl kaum mehr etwas zu sagen habe. Homo sociologicus hat diesen regen Austausch so gut es ging mit stenographiert und spürt schon jetzt, dass der Tag noch einige Überraschungen mit sich bringen wird.

Gesetz ist Gesetz

Als Fritz D. dann endlich um 7.30 Uhr begleitet von seinem Weggenossen auf die Strasse tritt und in sein Auto steigt um zur Arbeit zu fahren, spürt er bereits, dass dies nicht sein Tag sein wird. Das immer hilflosere Argumentieren gegen zwei alliierte Kritikerinnen hat ihn zermürbt. Wollte er doch nur in Frieden seine Zeitung bei einer guten Tasse Kaffee genießen, worauf er ein gutes Recht zu haben glaubte bzw. immer noch meint, so geht er nun doppelt frustriert von dannen: kein Zeitungsgenuss und obendrein das schlechte

Image einen egoistischen und autoritären Familienvaters. Er nimmt sich vor, am nächsten Morgen mit triftigen Argumenten (Bedeutung tagespolitischer Information in seinem Beruf als Lehrer, Verweis auf den familialen Fernsehkonsum beim Abendessen etc.) besser gewappnet zu sein.
Er hat es nun eilig, und an einer wenig befahrenen und gut übersichtlichen Kreuzung angelangt bremst er nur leicht ab, anstatt dem Stoppschild zu gehorchen. Kaum nach rechts abgebogen sieht er dann einen parkierten Polizeiwagen. Ein Polizist winkt ihn mit der Kelle in eine Einbuchtung. Durch das offene Fenster fragt dieser ihn, ob er denn nicht zufällig ein Stoppschild wahrgenommen habe? Ja, doch, antwortet F. Dekett, aber er habe es eilig und er habe ja gesehen, dass niemand auf der Vorfahrtstrasse fuhr, wie sein Mitfahrer Homo sociologicus sicher bezeugen könne.
Das sei ja nun wohl wirklich „kein Argument", antwortet darauf der Verkehrspolizist. Wenn jeder einfach das tue, was ihm gerade richtig erschiene, brauche man ja keine Schilder und Ampeln mehr. F.K. versucht nochmals, mit seiner langjährigen unfallfreien Fahrpraxis und Erfahrung zu argumentieren und betont, man müsse als mündiger Bürger ja auch einen gewissen vernünftigen Handlungsspielraum haben. Sein Gegenüber hat hierfür nicht das geringste Verständnis: „Gesetz ist Gesetz! Da kann ja jeder kommen!"
Herr D. ist hier mit seinem „Latein" am Ende. Er, der seinen Schülern immer die Macht des Wortes vordemonstriert, sieht sich angesichts der uniformierten Staatsgewalt mit seinen Argumenten vollen gesunden Menschenverstandes ins Leere laufen und gibt auf: es kostet ihn 120 Franken.

In der Schule des Argumentierens
Obendrein kommt er nun noch zu spät zur ersten Schulstunde, was ihn um so mehr beschämt, als Homo sociologicus ausgerechnet heute Zeuge solcher peinlichen Vorfälle sein muss. Die Schüler sitzen bereits seit 10 Minuten auf ihren Stühlen und scheinen hämisch zu grinsen. Fritz D. stammelt ein paar Worte der Entschuldigung, schlägt seine Agenda auf und kündigt zunächst einmal die Rückgabe der letzten Klassenarbeit, einem Aufsatz über die Frage der Abtreibung, an. Beim Austeilen der Arbeiten sieht er je nach Note erfreute, teilnahmslose oder enttäuschte Gesichter und schlägt vor, man könne die Stunde dazu nutzen noch einmal darüber zu diskutieren.
Zuerst meldet sich Rita. Sie zeigt sich stark enttäuscht von ihrer schlechten Note und kann nicht verstehen, wieso ihre Gedanken zu dieser Frage nicht geschätzt wurden. Nach ihrer Meinung hat sie sehr authentisch die moralisch-existentielle Problematik dieser Frage erläutert, ihre eigene emotionale Betroffenheit und subjektives Empfinden zum Ausdruck gebracht und es sich dabei nicht leicht gemacht. Fritz D. antwortet darauf, dass da seiner Meinung nach genau ihr Fehler lag. Man erwartete von ihr eine distanzierte, emotionsfreie Argumentation des Für-und-Wider der Legalisierung der Abtreibung und keine persönliche Introspektion und Seelenschau. Rita pariert, indem sie feststellt, dass man auf eine solch existentielle Frage ihrer Meinung nach nur authentisch antworten könne, wenn man eben diese Betroffenheit nicht künstlich draußen vor ließe, aber Fritz D. winkt unter Verweis auf eine Passage ihres Deutsch-Lehrbuchs ab, wo genau dies strikt abgelehnt würde.

Nun kommt Rainer dran. Er ist dafür bekannt, dass er einer Freikirche mit sehr strengen religiösen Normen angehört und bringt dies auch hier folgerichtig zum Ausdruck, indem er feststellt, er habe doch in seinem Aufsatz ganz klar und strikt argumentiert und seine Schlüsse hergeleitet. Nach seinem Vorgehen war zunächst auf den in der Bibel zum Ausdruck kommende göttlichen Willen in Sachen Schutz des Lebens zu verweisen, dann auf die in der modernen hedonistischen Konsumgesellschaft und ihren individualistisch-egoistischen Motiven immer stärker werdende Abwendung von diesen Geboten kritisch hinzuweisen, um schließlich zu einem klaren moralischen und juristischen Verbot in Sachen Abtreibung zu gelangen. Hier hat Fritz D. noch mehr Mühe, sein urteil über die vorliegende Klassenarbeit zu rechtfertigen, denn tatsächlich hat Rainer eine konsequent deduktive, geradlinig argumentierte Begründung seiner ethischen Position geliefert.
Fritz erläutert nun, dass die Schule eine säkulare Einrichtung sei und religiöse Überzeugungen nicht zu ihrem legitimen Kanon gehörten. Bei einem Aufsatz über eine solche Problematik sei zu erwarten, dass allen miteinander im Wettstreit liegenden polisch-ideologischen, weltanschaulichen und ethischen Positionen distanziert und objektiv behandelt und gegeneinander abgewogen werden und man nicht eine von ihnen als unhinterfragten Ausgangspunkt seiner Argumentation nähme. Rainer ist das gar nicht einleuchtend. Ob denn der Lehrer meine, dass das Wort der Bibel keinen anderen, höheren Wahrheitsanspruch habe, als die in der feministischen Meinungsmache geäußerten Auffassungen und ob man denn nicht selbst zwischen den verschiedenen moralischen Positionen eine Hierarchie erstellen müsse, statt einem wohlfeilen und oberflächlichen Wertepluralismus zu huldigen? Fritz bricht auch hier die Debatte willkürlich mit dem Argument ab, in einem Deutschaufsatz könne man nicht einfach ein Glaubensbekenntnis abgeben, sondern müsse sich an die Spielregeln einer demokratischen Meinungsbildung halten.
Dann meldet sich Christine zu Wort, die bei Rainers Ausführungen bereits rot angelaufen war. Sie habe, so platzt sie heraus, genau diese Verlogenheit der Diskussion in ihrer Arbeit analysiert, aufgezeigt, dass die Meinungsäußerungen der Kirchen ebenso wie die der politischen Parteien überwiegend von männlicher Seite kommen und hier die Rechte der Frauen auf Selbstbestimmung wieder einmal mit Füssen getreten würden. Nach ihrer Auffassung gebe es gar kein moralisches Problem an sich, sondern nur ein Symptom männlicher Herrschaft in Gestalt eines künstlich moralisch aufgeladenen Problems der Geschlechterbeziehungen und ihrer Ungleichheiten. Fritz gesteht zu, dass sie tatsächlich sehr überzeugend diesen Zusammenhang rekonstruiert habe, allerdings sei das ja nicht das Thema gewesen. Man habe ja die unterschiedlichen moralischen Diskurse und Argumentationsweisen vergleichend darlegen und gegeneinander abwägen sollen.
Christine gibt sich damit nicht zufrieden: sie habe ja gezeigt, dass dieses politisch-moralische Argumentieren auf der öffentlichen Bühne ohnehin nur ein Scheingefecht und Schattenboxen darstelle und das wahre Problem ganz woanders läge.
Fritz D. ist nun offensichtlich erschöpft vom vielen Argumentieren um die Frage des richtigen bzw. legitimen Argumentierens und um sich neuen Auftrieb zu geben bittet er jetzt Hans, seinen Musterschüler, seinen besonders gelungenen Aufsatz laut vorzulesen um den anderen zu zeigen, was denn eigentlich von ihnen erwartet wurde. Hans lässt sich

nicht zweimal bitten, beginnt mit einem kurzen Prolog in dem die Fragestellung geklärt und sein Vorgehen expliziert wird, geht dann zu einer systematischen Präsentation der Abtreibungsgegner, ihrer historischen Verankerung in Institutionen und Weltbildern ein und arbeitet die wichtigsten Argumente gegen die Freigab der Abreibung heraus. Dann schildert er analog die Position der Befürworter einer Liberalisierung dieses Praxis und kommt abschließend zu einer Synthese, wo er ausgehend von der These der notwendigen Güterabwägung bei widerstreitenden Rechtsnormen, d.h. Recht des ungeborenen Lebens und Rechte der Frau auf Selbstbestimmung, zu einem schlüssigen Ergebnis gelangt. Voilà, sagt Fritz D., so sollten sie es alle machen! Als Deutschlehrer habe er die Aufgabe, seinen Schülern nicht nur den rechten Umgang mit der Sprache bei Rechtschreibung und Grammatik, sondern auch den rechten Gebrauch von Argumenten beizubringen. Da könne man nicht einfach wild drauf los fabulieren, sondern müsse sich disziplinieren, klaren Spielregeln wie etwa dem Dreisprung von These, Antithese und Synthese beugen, die in der Jahrtausende alten Geschichte westlicher Philosophie und Logik als eine der großen Errungenschaften des Geistes hervorgebracht seien und uns dazu befähigten, intersubjektiv nachvollziehbare und überprüfbare Argumentationsgänge zu entwickeln. Es klingelt: die Schulstunde ist vorbei.[3]

Argumentationsebenen und -strategien

Nach einer kurzen Mittagspause geht es in die Notenkonferenz zum Jahresabschluss. Auch hier ist Kollege Homo sociologicus mit dabei und hört sich mit Interesse an, wie hier über das Schicksal der Schüler entschieden wird. Dies ist insbesondere bei den so genannten Problemfällen Gegenstand langwieriger Debatten. So etwa im falle von Schülerin Dagmar. Ihr Klassenlehrer Schmitt schildert, dass sie im Laufe des Jahres massiv nachgelassen habe und sich jetzt unter dem für eine Versetzung nötigen Notendurchschnitt befinde. Fritz meldet sich zu Wort. Er kenne die Familienverhältnisse Dagmars aus ihren Erzählungen und wisse, dass die laufende Scheidung ihrer Eltern sie stark belaste. Schmitt reagiert darauf, in dem er feststellt, dass Scheidungen heute schon zu einer banalen Selbstverständlichkeit geworden sei und jeder zweite bis dritte Schüler

[3] Ihre zumindest implizite Anerkennung durch die Beherrschten besitzt zwar notwendig "historische" Züge: ein staatliches Bildungswesen, das über Generationen hinweg die Vereinheitlichung des Sprachgebrauchs durchsetzt, der sich gegen alle sozialen, und damit auch lokalen und regionalen "Heterodoxien" behauptet, ist unabdingbare Voraussetzung für die Vereinheitlichung einer Hierarchie der "Bewertung" des Ausdrucks, denen sich schließlich niemand, selbst nicht um den Preis ihrer Negation, entziehen kann. Der wesentliche Sachverhalt ist aber ein anderer, die Magie der Institutionen, der Zensuren und Selbstzensuren, die in ihrem Schatten stattfinden, nur ein erster Hinweis darauf: das soziologische Argument erinnert hier an eine massive symbolische Durchdringung jeder kollektiven Praxis, deren institutionelle Objektivierungen nur das hoch verdichtete Ergebnis ihrer Geltungsansprüche bezeichnen (Bourdieu 2001). Die in der Tat "generative Grammatik", mit der sich gesellschaftliche Unterschiede in allen Bereichen menschlicher Praxis neu "erfinden", mit der sie auch in den "Diskursen" eine Macht entfalten, die von ihrer Sublimation erst vollendet wird, zeigt sich der Soziologie als ein Zusammenhang symbolischer Gewalt, über den zu sprechen allein die systematisch betriebene Distanzierung von der Propaganda des "fraglos Gegebenen" ermöglicht.

dies einmal am eigenen Leibe erfahren dürfte. Da könne man keine Sonderregelung für Dagmar treffen. Fritz lässt nicht locker und betont, Dagmar sei eine besonders sensible Schülerin, die weit überdurchschnittlich stark auf diese Familienkrise reagiere und nachdem ihm zwei Kollegen unterstützen entscheidet das Kollegium, sie provisorisch ins nächste Schuljahr aufzunehmen. Fritz ist mit sich zufrieden und freut sich, argumentativ auf der Höhe gewesen zu sein.
Dann kommt man auf den Fall Sebastian zu sprechen, ein Schüler, der als Querulant und Störenfried gilt und schon mehrfach wegen Disziplinarproblemen auf der Kippe stand. Schmitt, der Klassenlehrer, betont, dass Sebastian knapp unter dem Notenminimum liege: nur einen Viertelpunkt darunter. Aber da er sich ständig aufmüpfig und frech zeige sehe er nicht ein, dass man ihn noch belohnen solle und er kaschiert nicht, dass er nicht unfroh wäre, diesen Schüler nicht mehr vor den Augen zu haben. Jetzt reagiert Kollegin Michaelis, eine engagierte Spätachtundsechszigerin, sehr vehement und zeigt sich empört, dass man schulische Leistungen und Disziplinfragen einfache mische. Es sei eine Schande, dass Jugendliche mit starkem Autonomiestreben, oft bis an die Grenze des Revoltierens, in der Schule so autoritär diszipliniert würden, anstatt dass man ihr Potential fruchtbar machte. Eine lange Debatte schließt sich, bei der auf verschiedenen Ebenen – moralisch, juristisch, intellektuell, psychologisch und sozialpädagogisch- mit viel persönlichem Engagement argumentiert wird. Zum Schluss entschiedet eine Abstimmung: die Mehrheit spricht sich zu ungunsten von Sebastian aus, darunter auch Fritz, was seinen Freund Homo sociologicus sehr überrascht.

Experten und Laien
Nach dieser anstrengenden Sitzung wird es Zeit für Fritz, sich zu seinem Termin beim Hausarzt zu begeben, den er einige Tage zuvor abgemacht hatte. Er klagt über ständige Müdigkeit und Angespanntheit und wenn er einigen Artikeln in verschiedenen Lehrerzeitungen Glauben schenken darf, dann stellt er bei sich das Phänomen des *burn-out* an einer ganzen Liste typischer Symptome fest. Der Hausarzt hört im konzentriert zu, während er seinen Zustand sehr detailreich – von den Schlafstörungen bis Verdauungsproblemen, von depressionsähnlichen Zuständen bis hin zu Unlustgefühlen beim Aufstehen- schildert. Er untersucht dann den Blutdruck, hört den Puls ab und nimmt eine Blutprobe.
Als er Fritz nach seinen Lebensgewohnheiten fragt kommt man auf seinen Alkoholkonsum zu sprechen. Er gibt diesen mit 1-2 Flaschen Wein pro Tag an, worauf sein Arzt besorgt den Kopf schüttelt. Fritz erläutert, dass dies in seinem Bekanntenkreis völlig normal schiene und er außerdem hierin ein effizientes Mittel zur Bekämpfung seiner Nervosität gefundne habe. Überhaupt habe er gelesen, dass Rotweingenuss in Massen der Gesundheit förderlich sei, worauf sein Arzt das Wort „in Massen“ einige Male mit ironischem Unterton wiederholt. Dann holt dieser zur Erklärung aus, dass das Gefühl der Müdigkeit wohl zum guten Teil aus diesem doch sehr beachtlichen Weinkonsum resultiere. Fritz pariert, indem er betont, er schlafe eben nach ein paar Gläschen Rotwein viel besser, aber sein Arzt lässt dieses Argument nicht zu, sondern behauptet, dies sei eine Illusion, weil er sicher nach dem Genuss schnell einschlafe, aber

nach allen vorliegenden Studien sei der Schlaf nach einem relativ hohen Alkoholkonsum viel unruhiger, oft von Schnarchen und Atemstörungen begleitet und ließe am Morgen das Gefühl von Schlaffheit und Mattheit zurück.
Fritz versucht es noch einmal mit der Schilderung seiner eigenen körperlichen Befindlichkeit mit und ohne diesen Seelentröster und behauptet, ohne diese Gewohnheit ginge es ihm psychisch noch viel schlechter. Hier aber hakt der Arzt unerbittlich ein: wie viele andere Patienten, so sagt er, argumentiere Fritz mit den ihm gelegen kommenden spontanwissenschaftlichen Theorien die ihm in den Magazinen im Wartezimmer begegneten und er verwechsle hier offensichtlich Ursache und Symptom. Fritz unternimmt einen letzten Rettungsversuch für seine immer unhaltbarere Position: wenn er abends seinen Tagestress mit ein paar Glas Wein abbaue, sei das wohl besser, als weiter an seinen Tagesproblemen herumzulaborieren. Dann gäbe es für ihn ja gar keine Entspannung mehr. Sein Arzt erklärt ihm darauf hin den Unterschied zwischen Betäubung und Entspannung, erläutert den Teufelskreis von Übermüdung, Alkoholkonsum, unruhigem Schlaf und morgendlicher Schlaffheit als Ausgangspunkt für eine schlechte Tagesform und geringe Stressresistenz und verschreibt ihm ein natürliches Beruhigungs- und Schlafmittel, das er einen Monat lang ohne zusätzliche Dosen an Alkohol ausprobieren solle. Fritz ist von dieser Aussicht wenig erfreut, gibt sich jedoch geschlagen, denn den Argumenten des Arztes hatte er nichts entgegen zu setzen. Er würde nun in den nächsten Wochen viel mit sich selbst zu argumentieren haben, um sich von der praktischen Notwendigkeit dieser Einstellung entgegen seinen eingespielten und lieb gewonnenen Gewohnheiten immer aufs Neue zu überzeugen.
Bald sind er und sein stiller Begleiter auf dem Weg nach Hause.

Die Autorität formaler Regeln
Noch ein kurzer Abstecher zu einem Anwalt, der sich um eine Rechtsstreitigkeit zwischen Fritz und seinem Vermieter kümmert. Letzterer ist auch mit seinem Anwalt zugegen und man will eine letzte Schlichtungsversuch unternehmen, bevor es mit der Angelegenheit vors Gericht geht. Anlass ist ein Wasserschaden, verursacht durch eine übergelaufene Badewanne in Fritz Wohnung. Fritz sollte für den bei seinem Nachbarn in der unteren Wohnung entstandenen Schaden aufkommen, wendet sich jedoch mit dem Argument gegen den Besitzer seiner Wohnung, das Überlaufsystem der Wanne sei schuld. Die Anwälte legen jeweils ihre Sicht der Dinge klar. Jener des Besitzers hat den Mietvertrag bei der Hand und verweist auf eine klein gedruckte Passage in der es heißt: für Schäden durch die Nutzung der Wohnung kommt allein der aktuelle Mieter auf. Fritz Anwalt gibt sich geschlagen. Er sagt, gegen eine solche juristisch einwandfreie Vertragsklausel ließe sich tatsächlich nichts machen, doch Fritz gibt nicht nach. Seiner Meinung nach gälte diese Klausel nur bei einwandfreiem Funktionieren der angemieteten Objekte und er ginge davon aus, dass auch ein Richter über genug gesunden Menschenverstand und moralisches Urteilsvermögen verfügen sollte, um dies auch so zu sehen. Sein Anwalt rät ihm ab, darauf allzu sehr zu bauen. Er betont, solche Argumente haben vor Gericht keine Geltung und rein formal besehen sei es nun einmal verantwortlich für diese Geschichte. Fritz braust auf: „formal“ sei aber für ihn überhaupt

kein Argument. Es ginge doch um Recht und Gerechtigkeit und nicht um juristische Spitzfindigkeiten. Sein Anwalt kann nun nur noch einmal abraten, sich auf einen von vornhinein verlorenen Gerichtshändel einzulassen und Fritz zieht wütend von dannen.

Toute vérité n'est pas bonne à dire

Zuhause angekommen öffnet er für seinen Begleiter und sich erst einmal eine Flasche Wein, die Lektion seines Hausarztes geflissentlich beiseite schiebend. Aber auch dies kann seinen Ärger nicht legen, und als auch noch seine Frau einstimmt und zu sagen wagt, er solle das doch nicht so tragisch nehmen und den Schaden von einige hundert Franken einfach zahlen, bricht der fatale Satz aus ihm heraus: „Das ist ja mein hart verdientes Geld und Du kannst es deshalb leicht zum Fenster hinauswerfen!" Jetzt wird seine Frau böse und fragt, ob sie denn nicht auch Geld nach Hause bringe?
Fritz hat jetzt die Selbstkontrolle verloren und gibt noch eins drauf, indem er mit abschätzigem Ton feststellt, das sei ja kaum der Rede wert und reiche wohl gerade für Coiffeur und neue Kleider. Ein handfeste Ehekrise bricht vom Zaune: die Frau wirft ihm sein Macho-Gehabe und mangelnden Respekt vor ihrer beruflichen Tätigkeit vor, er ihr wiederum Verschwendungssucht und irrationales Wirtschaften. Seien Frau wisse doch wohl, dass er dreimal mehr Einkommen nach Hause bringe als sie und diese einfache Wahrheit dürfe man wohl nicht schlicht aussprechen. Darauf reagiert sie, indem sie ihm buchhalterische Pfennigfuchserei vorwirft und polemisch fragt, wer sich denn die letzten Jahre um Kinder und Haushalt gekümmert habe und wenn er ihr dafür von seinem Gehalt einen gerechten proportionalen Anteil hätte zahlen müssen, sähe die Sache wohl ganz anders aus. Man wirft sich solche Argumente wild um die Ohren. Fritz sieht sich immer mehr in eine Ecke getrieben, in die er eigentlich gar nicht hinein wollte. Ein Satz zu viel, auch wenn es sich um eine banale Tatsachenfeststellung handelt, und der Schwarze Peter steckt ihm in den Schuhen. Der Tag endet genauso frustrierend, wie er begann.

Bilanz eines Tages voller Argumente

Nachdem Frau und Kinder bereits schlafen, zieht Fritz gemeinsam mit seinem Freund Homo Sociologicus Bilanz. Was hat dieser Tage an Erfahrungen gebracht? Einer lange Kette an nicht abreißenden Interaktionen, endlose Verhandlungen über unterschiedlichste Gegenstände, Fragen und Interessen. Ein Tag voller Argumente. Fritz fragt seinen stillen Begleiter durch diesen Tag, wie er die diversen Situationen und Geschehnisse wahrgenommen habe?
Homo sociologicus betont zunächst einmal, dass er noch so viele Erfahrungen und Eindrücke zu verarbeiten und zu verdauen habe, dass nur ein sehr oberflächliches, vorläufiges und spontanes Urteil möglich sei. Auf Fritzens Drängen hin erzählt er, wie überrascht er immer noch von der Vielfalt der angetroffenen Situationen und der Spannbreite der von Fritz an den Tag gelegten Verhaltensmuster sei. Einerseits habe er den mustergültigen Deutschlehrer angetroffen, der seinen Schülern die Fähigkeit des widerspruchsfreien Argumentierens nach den Regeln der Kunst von Logik und Rhetorik beizubringen versuche, wenn auch nur mit mäßigem Erfolg. Dann aber habe er sich in den Szenen des Familienlebens und in den Debatten mit seinem Arzt mehrfach in ganz

widersprüchliche Positionen hinein manövriert und selbst gegen jene Regeln rationalen Argumentierens verstoßen, die er kurze Zeit zuvor wie unumstößliche Wahrheiten gegenüber einen Schülern vertreten habe.
Dann habe er auch feststellen müssen, dass Fritz in der Diskussion um das Schicksals seines Schülers sich ausgesprochen empathisch und sensibel zeigte und sehr sozial argumentierte um die rein formalen Gesichtspunkte seiner Gegner zu entkräften, dann aber in der Diskussion mit seiner Frau um die Frage, wer wie viel Geld nach hause bringe, sich als sehr unsensibel, wenn nicht gar brutal, auf krude Faktizitäten berief und gegenüber den Argumenten seiner Frau wenig einsichtig und tolerant geblieben sei. Auch überraschte ihn, so Homo sociologicus, wie schnell sein Freund in der raschen Abfolge an Szenen des gesellschaftlichen Alltags die Rollen wechselte, scheinbar in eine je ganz andere Figur hineinschlüpfte und deren Part wie selbstverständlich spielte ohne über die zwischen diesen einzelnen Szenen manifest werdenden Widersprüche zu stolpern oder merklich kognitive Dissonanzen an den Tag zu legen.
Fritz wird nachdenklich. Was sein Freund denn damit wohl meine? Er sei doch immer er selbst gewesen und geblieben und habe in jeder dieser Situationen auf seine ganz persönliche Art und Weise agiert und reagiert. Es sei immer der gleiche Fritz D. gewesen, der hier aktiv war und wenn dies alles widersprüchlich wirke, dann läge dies nicht an ihm, sondern an den sozialen Situationen, mit denen er konfrontiert wurde.

Ausblicke und Ausweitungen
Es wird schon spät, und man einigt sich darauf, diese Bilanz mit etwas mehr Abstand neu aufzurollen. Homo sociologicus aber nimmt sich vor, dieser Frage der Pluralität von koexistierenden Sprachspielen bzw. Argumentationskontexten näher und gezielter auf den Grund zu gesehen, als es ihm anhand dieser kurzen teilnehmenden Beobachtung möglich war und er weiß auch schon auf welchem Wege er dies wird tun können. Er arbeitet mit einer Reihe jüngerer Sozialwissenschaftler zusammen, die jeweils an einem spezifischen Forschungsgegenstand Fragen der gesellschaftlichen Interaktion, Verhandlung und Durchsetzung von Ansprüchen und Interessen verfolgen und empirisch mittels qualitativer Methoden, in der Regel der Inhaltsanalyse von aufgezeichneten Gesprächen, analysieren. Die von diesen Forscherkollegen anvisierten Gegenstände reichen von politischen Debatten um die Einführung der PACS, über die öffentlichen Diskussionen rund um die Frage der Hyperaktivität von Kindern bis hin zum Aspekt des alltäglichen Umganges mit Geld in Partnerschaften und hier erwartet sich Homo sociologicus einen systematischeren Einblick in die soziale Praxis des Argumentierens, als es ihm die Beobachtungen und Impressionen eines gewöhnlichen Tages mit all ihren Banalitäten und Zufälligkeiten ermöglichten.

Literatur

Austin, John (1962): How to Do Things with Words. Oxford: Oxford University Press.

Bachelard, Gaston (1940): La philosophie du non. Paris: Presses universitaires de France.

Bachelard, Gaston (1949): Le rationalisme appliqué. Paris: Presses universitaires de France.

Bachelard, Gaston (1970): Épistémologie. Paris: Presses universitaires de France.

Bourdieu, Pierre (1980): Le sens pratique. Paris: Minuit.

Bourdieu, Pierre (2001): Langage et pouvoir symbolique. Paris: Seuil.

Bourdieu, Pierre et al. (1972): Le métier de sociologue. Paris: Mouton.

Burke, Peter und Porter, Richard (1987): The Social History of Language. Cambridge: Cambridge University Press.

Canguilhem, Georges (1970): Études d'histoire et de philosophie des sciences. Paris: Vrin.

Chomsky, Noam (1965): Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge: MIT Press.

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1. Frankfurt: Suhrkamp.

Koyré, Alexandre (1966): Études d'histoire de la pensée scientifique. Paris: Presses universitaires de France.

Labov, William (1972): Sociolinguistic Patterns. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

Saussure, Ferdinand de (1916): Cours de linguistique générale. Lausanne: Payot.

Searle, John (1969): Speech Acts. Cambridge: Cambridge University Press.

Stegmüller, Wolfgang (1987): Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Bd. 2. Stuttgart: Kröner.